

Henri de Catt

Der König inkognito

Der folgende Text entstammt den Aufzeichnungen von Henri de Catt, geboren 1725 bei Genf, Studium in Utrecht, gestorben 1795 in Potsdam, der 1758–1780 Vorleser und Privatsekretär Friedrichs d. Gr. war. Die geschilderte Begegnung ereignete sich zwischen dem 19. und 24. Juni 1755.

Im ersten Halbjahr dieses Jahres war dies Friedrichs Reisepensum: 28. Mai bis 2. Juni Pommern, 5. bis 8. Juni Magdeburg, 9. bis 27. Juni Minden, Lingen, Emden, Wesel, von Kleve nach Nimwegen, Utrecht, Amsterdam, auf dem Rückweg Hamm, Lippstadt, Hameln.

In den Niederlanden reiste Friedrich inkognito, nur begleitet von einem Ingenieur(Pionier)oberst und einem Pagen.

(Angaben nach Gerd Heinrich und Jürgen Ziechmann, Text aus: Friedrich der Große, Gedanken und Erinnerungen, herausg. von Woldemar von Seidlitz, Emil Vollmer Verlag o. J., S. 502 ff.)

Im Juni 1755 hatte ich einen Besuch auf einem Landgute zwischen Amsterdam und Utrecht gemacht. Ich rief, um nach Utrecht zurückzukehren, die Barke an, welche zwischen beiden Städten verkehrte. Die Kajüte war für einen Passagier reserviert. Ich mußte also im Vorderteile des Schiffes bleiben.

Nach einiger Zeit kam aus der Kajüte ein Mann in zimmetbraunem, goldverbrämtem Anzug heraus. Er trug eine schwarze Perücke, Gesicht und Anzug waren voll von spanischem Schnupftabak. Er betrachtete mich aufmerksam, und fragte mich ohne weiteres:

„Mein Herr, wer sind Sie?“

Der ungenierte Ton seiner Frage gefiel mir nicht, besonders da der Fragesteller seinem Äußern nach kein besonders hochstehender Mann war. Ich verweigerte ihm daher jede Auskunft über meine Person. Er erwiderte im ersten Augenblick nichts, sagte aber dann in höflicherem Tone:

„Mein Herr, kommen Sie in meine Kajüte hinein. Sie werden dort weniger von dem Rauche leiden.“

Die Höflichkeit, mit welcher er diese Worte aussprach, stimmte mich milder. Außerdem hatte sein ganzes Äußeres großen Eindruck auf mich gemacht. Ich trat also in die Kajüte. Wir fingen eine Unterhaltung an.

„Sehen Sie“, sagte er, „der Mann, der da in seinem Garten raucht, kann unmöglich glücklich sein.“

„Das weiß ich wirklich nicht, aber ich glaube nicht, daß man, ohne die Lebenslage und Sinnesart eines Mannes zu erkennen, darüber urteilen kann, ob er glücklich oder unglücklich ist.“

Der Reisende gab mir recht und fing an von der Regierung der Niederlande zu sprechen. Er beurteilte sie scharf, offenbar, um meine Meinung zu hören. Ich hielt auch nicht damit hinter dem Berge und gab ihm zu verstehen, daß er nichts davon verstehe.

„Sie haben ganz recht“, sagte er, „man soll nicht über Dinge urteilen, die man nicht versteht.“

Darauf fing er an über Religion zu sprechen, verbreitete sich mit großer Beredsamkeit über alles Unheil, welches die scholastische Philosophie angerichtet habe, und wollte beweisen, daß es keine Schöpfung der Welt geben könne. Den letzten Punkt gab ich ihm nicht zu.

„Aber“, sagte er, „wie ist es denn möglich, daß *etwas* aus *nichts* entsteht?“

„Davon ist keine Rede“, erwiderte ich. „Es kommt lediglich darauf an, ob ein solches Wesen, wie wir uns Gott vorstellen, dem Nichts Leben verleihen kann.“

Er schien mir verlegen und antwortete:

„Aber die Welt ist ja ewig.“

„Da bewegen Sie sich in einem Kreise, aus dem Sie nicht herauskommen können.“

Er fing an zu lachen und sprach von etwas anderm.

„Welche Regierungsform halten Sie für die beste?“ fragte er.

„Die Monarchie, wenn der König gerecht und aufgeklärt ist.“

„Ganz richtig, aber wo gibt es solche Könige?“

Und nun fing er an so gegen die europäischen Fürsten zu deklamieren, daß kein Mensch auf die Idee gekommen wäre, daß er selbst zu ihnen gehörte. Zuletzt sagte er, er bemitleide sie, besonders deswegen, weil sie den Genuß der Freundschaft nicht kennten.

„Ich habe nicht die Ehre, die Königs zu kennen, aber nach dem, was ich aus der Geschichte gelernt habe, glaube ich, daß Sie recht haben.“

„Gewiß habe ich recht. Ich sage Ihnen, ich kenne die Herren, von denen ich spreche.“

Darauf sprachen wir von der Literatur. Der Fremde äußerte sich über Racine mit großer Bewunderung und Begeisterung. Während er sprach, versuchte er eins der Kajütenfenster herunterzulassen, kam aber nicht damit zustande.

„Sie verstehen nichts davon“, sagte ich. „Ich werde das Fenster herunterlassen.“

Aber ich wurde auch nicht damit fertig. Darauf sagte der Fremde:

„Nun erlauben Sie *mir* Ihnen zu sagen, daß Sie ebensowenig davon verstehen wie ich.“

„Sie haben recht. Verzeihen Sie mir, es war voreilig von mir, Ihnen Ungeschicklichkeit vorzuwerfen.“

„Sind Sie in Deutschland gewesen?“

„Nein, aber ich möchte gern eine Reise nach Deutschland machen. Besonders gern würde ich Preußen und den König von Preußen sehen, von dem so viel gesprochen wird.“

Darauf sprach ich von den Taten des Königs, aber der Fremde ließ mich nicht ausreden, sondern sagte:

„Ach, was! Lassen wir die Könige, wo sie sind. Was gehen uns die an! Wir wollen lieber von etwas Angenehmerem sprechen und uns dadurch die Längeweile der Reise vertreiben. – Wie können Sie es in diesem wässerigen Lande aushalten? Wollen Sie noch lange in Holland bleiben?“

„Nein, meine Studien auf der Universität Utrecht bei dem berühmten Professor Wesseling sind bald beendet.“

„Wesseling habe ich als einen gescheiten Mann rühmen hören. Aber Sie werden mir zugeben, daß diese ganze Art Leute Pedanten sind, Wesseling ist vielleicht nicht so schlimm wie die andern; wenigstens nennt er sich nicht Wesselenius.“

Nun sprach er ausführlich über verschiedene Punkte der Wolffischen Philosophie.

„Ich habe mich viel mit diesen Fragen beschäftigt“, sagte er endlich, „meine Eltern wünschten nicht, daß ich studierte, aber ich habe es heimlich getan und bereue es nicht. Was ich am wenigsten studiert habe, ist die Politik, sie besteht aus Lug und Trug und paßt nicht für meinen Charakter.“ –

Am nächsten Morgen erfuhr ich, daß der Fremde, der sich für den Kapellmeister des Königs von Polen ausgab, der König von Preußen war. Nach sechs Wochen erhielt ich einen Brief von ihm mit dem Anerbieten, (als Vorleser) in seine Dienste zu treten. Krankheit verzögerte die Sache, und ich trat erst im Jahre 1758 die Reise nach Breslau an, wo ich am 13. März anlangte.